

Das ausgeschlossene Kind und der Vulkan Mount St. Helens

von Naomi Aldort

Als der Vulkan Mount St. Helens in unserem Staat zu rumoren begann, fragte eines meiner Kinder: „Werden die Menschen, die in der Nähe des Vulkans leben verrückt, wenn er ausbricht?“ „Wirst Du verrückt, wenn es regnet?“, fragte ich. Während er über meine Frage nachdachte, sagte sein älterer Bruder: „Wenn man verrückt wird, weil es regnet oder weil ein Vulkan ausbricht, dann ist das genauso unsinnig als würde man wegen einer anderen Person verrückt“. Mir stockte der Atem vor Begeisterung. Genauso ist es: ein Vulkan, in seiner völligen Unbeeinflussbarkeit, lehrt uns, die Realität anzunehmen, so wie sie ist. Wenn er ausbricht, versuchen wir nicht, ihn zu stoppen, ihn eines Besseren zu belehren oder über ihn zu urteilen; wir entfernen uns einfach aus seiner näheren Umgebung und nehmen aus sicherer Distanz aufgeregt an diesem Naturschauspiel teil. Wir leben in Frieden mit der Natur, weil wir gelernt haben, dass sie sich nicht nach uns richtet. Von den Menschen erwarten wir jedoch, dass sie sich für uns verändern. Solche Erwartungen vermitteln uns oft ein Gefühl der Frustration und der Machtlosigkeit.

Es gibt vielerlei Wege, unsere Kinder dazu zu bringen, den Vulkan zu bekämpfen. Z.B. wenn ein Kind von anderen Kindern beim Spiel ausgeschlossen wird. Wir sehen in dem ausgeschlossenen Kind ein Opfer und wir versuchen, die Lage zu verbessern, indem wir den Kindern gutgemeinte Vorschläge machen, wie z.B. „Könnt ihr Amanda nicht mitspielen lassen?“ oder „Wie wäre

es, wenn ihr ein Spiel spielt, bei dem alle mitspielen können?“ Das „ausgeschlossene“ Kind muss dann in das Spiel der anderen miteinbezogen werden, was ihm aber häufig übelgenommen wird. In diesem Prozess lernt das Kind einerseits, dass es Opfer ist und gerettet werden muss; andererseits lernt es, dass andere Menschen ihr Verhalten ändern müssen. Sind das nicht schmerzhaft Erfahrungen, die viele von uns machen müssen, weil sie nach Gerechtigkeit in ihren Beziehungen streben? Wie viel Schmerz erfahren wir dadurch, dass wir – meist vergeblich – unsere Ehepartner, Freunde, Geschwister, Schwager und Schwägerin verändern wollen. Welchen Sinn macht es, dieses schmerzhaft Konzept an unsere Kinder weiterzugeben?

Wir sehen in dem ausgeschlossenen Kind ein Opfer und wir versuchen, die Lage zu verbessern

Ein Kind würde es von sich aus nicht persönlich nehmen, wenn seine Freunde nicht mit ihm spielten. Für ein Kind existiert noch nicht einmal der Begriff „Ausschluss“. Und wenn ein Kind sich keine Gedanken über Ausgeschlossenheit und

die damit zusammenhängenden Gefühle wie „Ich bin nicht gut genug“ oder „Ich werde nicht geliebt“ macht, dann erfährt es auch keinen Schmerz. Das Kind macht lediglich die Erfahrung, dass es den Wunsch hat, mit einem bestimmten Freund oder einem seiner Geschwister zu spielen. Dass es sich ärgert, hängt damit zusammen, dass es nicht bekommt, was es gerne hätte. Das ist viel weniger dramatisch und weniger schmerzhaft als das Gefühl, alleine, traurig oder wertlos zu sein. Der Wunsch